

Körpermodelle in zentralen Ansätzen der Motologie

JÜRGEN SEEWALD

Körpermodelle haben in der Motologie spätestens seit den 1990er Jahren eine zentrale Bedeutung. Zuvor war in der Tradition der Psychomotorik vor allem auf den Bewegungs-Begriff fokussiert worden. Seit den letzten 15-20 Jahren hat sich die Motologie in eine Reihe von Ansätzen ausdifferenziert, die alle den Körper in je eigener Weise thematisieren. Im ersten Teil des Beitrags werde ich diese Körpermodelle kurz skizzieren. Danach stelle ich ein metatheoretisches Bezugssystem vor, das die Ansätze in Beziehung zueinander stellt.

1. Die Auswahl der wichtigsten Körpermodelle lässt sich in der Chronologie ihres Auftretens im Fachdiskurs wie folgt kurz charakterisieren:
 - Der Körper als Handlungsträger und Erfahrungsbeschaffer
 - Der Körper als Homunculus und neuronale Bedingung der Möglichkeit
 - Der Leib als Partner
 - Der Körper als Interpretationskonstrukt
 - Der Körper als Habitusträger

a) *Der Körper als Handlungsträger und Erfahrungsbeschaffer*

Der kompetenztheoretische Ansatz in der Motologie (vgl. Hammer 2004) sieht den Körper vor allem als Träger von Handlungen. Diese sind wiederum an die Verfügung über ein hinreichendes Repertoire an Wahrnehmungs- und Bewegungsmustern geknüpft. Augenfällig wird dies an solchen Handlungssituationen, die besonders stark an Bewegungen geknüpft sind wie etwa das Radfahren. Ich kann nur an einem Radausflug teilnehmen, wenn mir das Radfahren als besondere Weise des körperlichen Zur-Welt-Seins zur Verfügung steht. Dieser Zusam-

menhang gilt allerdings im frühen Kindesalter auch für weniger offensichtliche bewegungsorientierte Handlungen wie das Radfahren. Jedes noch so einfache Greifen, um einer Sache habhaft zu werden, erfordert die Verfügung über Greifmuster und die komplementären Haltungsabsicherungen. Da es so gut wie keine Handlungen ohne Bewegungen gibt, kann man den Aufbau von situationsangemessenen Wahrnehmungs- und Bewegungsmustern als Nadelöhr der Handlungsfähigkeit bezeichnen. Dies gilt im Besonderen für das (frühe) Kindesalter, aber auch für das späte Seniorenalter. In der dazwischen liegenden Altersspanne stellt die Bewegungsfähigkeit in der Regel keinen limitierenden Faktor für die Handlungsfähigkeit dar. Der kompetenztheoretische Ansatz zielt auf die Verbesserung der Handlungsfähigkeit des Menschen ab, indem durch motivierende Spiel- und Bewegungssituationen möglichst flexible und anpassungsfähige Musterfamilien erlernt werden. Der Ansatz versucht dies durch Fördersituationen, in denen sich die Kinder/Klienten immer wieder an neue Umweltsituationen anpassen. Nach der Entwicklungstheorie von Piaget gründet jede geistige Aktivität in einer handelnden Umgangsweise mit den Dingen der Welt. Im Wechsel von Assimilation und Akkommodation folgt daraus eine motorische Praxis, in der entweder das spielerische Element (Assimilation) oder das problemlösende (Akkommodation) überwiegt. In Weiterentwicklungen dieses Ansatzes wird vor allem der Konzeptcharakter der Körpererfahrung betont (vgl. Zimmer 1999). Das Körperkonzept ist besonders bei Kindern ein zentraler Baustein des Selbstkonzepts und wird wesentlich durch sensomotorische (Vergleichs-)Erfahrungen geprägt. Hier ist ein Wandel der Zielrichtung feststellbar – von der Stärkung der Handlungsfähigkeit hin zu einer Stärkung der verschiedenen Komponenten des Körper- und Selbstkonzepts.

b) *Der Körper als Homunculus und Bedingung der Möglichkeit*

Dieser Zugang sieht den Körper aus neurophysiologischer und -psychologischer Perspektive (vgl. Ayres 1992). Hintergrund sind die Unterschiede, wie sich Menschen neuronal organisieren und regulieren. Deutlich wird dies etwa an den verschiedenen Arten der Bevorzugung bzw. Meidung von Sinnesreizen etwa beim Schaukeln. Die Spezifika der Hirnabläufe bestimmen aus dieser Sicht die Grenzen des Möglichen und präformieren unsere Kontaktmöglichkeiten zur Welt. Nach der Sensorischen Integrationsbehandlung (SIB) werden besonders die Nahsinne gefördert und hier wiederum der taktil-kinästhetische Sinn. Zugrunde liegt dem ein Entwicklungsmodell des Zentralnervensystems (ZNS), wonach die Körnerahsinne Orientierungsfunktion für die gesamte neuronale Organisation und Regulation des Menschen haben. An bestimmten Haltungs-, Bewegungs- und Verhaltensmerk-

malen wird diagnostisch der Reifegrad und das Organisationsniveau des ZNS ermittelt. Während früher in der Therapie daraufhin eher behandelt, d.h. nach Expertenwissen Vorgaben gemacht wurden, geht man heute eher vom Paradigma der Selbstregulation aus und bietet Situationen an, die den Kindern erlauben, sich selbst auf ein besser integriertes Niveau zu bringen (vgl. Fisher et al. 1999). Eine praktische Fördersituation ist z.B. das »Sandwich«: Eine Person legt sich zwischen Matten und dann wird Druck von oben ausgeübt. Die Person kann die Situation in Bezug auf Dauer und Belastung steuern. Diese Situation führt bei vielen Kindern im Anschluss zu einer länger anhaltenden konzentrativen Ruhe, d.h. sie sind mehr »bei sich« und können sich besser auf Lerngegenstände konzentrieren.

Der Körper erscheint in diesem Modell als biologischer Organismus und wird gleichsam in einen äußeren und einen inneren neuronalen Körper verdoppelt. Der äußere Körper zeigt sich für jeden sichtbar im Verhalten. Der innere Körper meint vor allem die neuronalen Strukturen und das Feuern der Neuronen. Beides ist ebenfalls zumindest ausschnitthaft sichtbar zu machen. Dieser innere Körper bewirkt das Verhalten des äußeren Körpers und ist insofern wie eine Person im Körper vorstellbar, die in der Neuropsychologie auch als Homunculus bezeichnet wird. Dieser entspricht den Repräsentationen des Körpers in den Projektionsarealen der Großhirnrinde, wobei es zu proportionalen Verzerrungen kommt, je nachdem wie viel Fläche die Repräsentationen des jeweiligen Körperteils im Cortex einnehmen. Nach diesem Ansatz entscheidet die Qualität der neuronalen Abläufe über die Qualität der Weltteilhabe.

c) *Der Leib als Partner*

Das Leibmodell des »verständenden Ansatzes« steht im Mittelpunkt des konzeptionellen Denkens des Verfassers und wird deshalb etwas ausführlicher behandelt und zwar unter drei Aspekten: Der Leib im Unterschied zum Körper, Leibthemen in der Entwicklung und Leib/Körper und Identität.

• *Der Leib im Unterschied zum Körper*

Während der Körper mit seinen äußeren Grenzen übereinstimmt, ist der Leib fluktuerend, d.h. leiblich können wir uns auf die äußere Welt erweitern bzw. auch bis hinter unsere Körperränder schrumpfen. Besonders in der Bewegung können wir das spüren, z.B. wenn wir ein Bewegungsgerät (Fahrrad) einverleiben. Wir behandeln es dann wie einen Teil von uns. Diese Leibkonzeption hat ihre theoretischen Wurzeln in der Phänomenologie Merleau-Ponty's (1966), der den Leib als primordial und »Anker in der Welt« auffasst. Leiblich sind wir wie mit unsichtbaren Fäden mit der Welt verbunden, die-

se »spricht« zu uns. Dem Leib wird eine fungierende Intentionalität eingeräumt. Er stellt so etwas wie ein präreflexives Vor-Ich dar. Leib-erfahrungen sind aus dieser Perspektive an Authentizität kaum zu überbieten. Damit ist aber auch gleichzeitig eine gewisse Tendenz der Enthistorisierung und der Eigentlichkeit des Leib-Körperverhältnisses verbunden. Obwohl die Phänomenologie mit dem Husserlschen Diktum des »Zurück zu den Sachen selbst« angetreten ist, theoretische Setzungen zu unterwandern, zeigt sich hier auch ihr Erbe. Sie gilt als der vielleicht letzte Letztbegründungsversuch der Philosophiegeschichte und verleiht dem Leib auch dadurch die Aura der untrüglichen Gewissheit. Genährt wird diese Sichtweise allerdings auch durch das verblüffende Evidenzerlebnis, das leibliche Stellungnahmen zuweilen auszeichnet. Diese Art der Sinnerfassung kann man auch implizit nennen, weil dabei im Unterschied zum expliziten Sinn die Konstituierungsformen des Sinns im »Unentfalteten« bleiben (vgl. Seewald 2000, 59ff.).

- Leibthemen stellen den Bezug für die in der Motologie so wichtige Entwicklungsbetrachtung her. Leibthemen gehen immer mit Beziehungsthemen einher. So ist das frühe Thema »Aufnehmen« auf einen Spender angewiesen. Aufnehmen meint hier nicht nur den Milch aufnehmenden Säugling. Aufnehmen wird als allgemeiner, erfahrungsorganisierender Modus aufgefasst, der sich auch auf Licht, Luft, Geräusche, Stimme und vor allem Liebe bezieht. Angelehnt an das Organmodus-Konzept von Erikson (1984) lassen sich so Verbindungen zwischen scheinbar völlig verschiedenen Bereichen herstellen. Leibthemen können persistieren und zu Lebensthemen werden. Sie konstituieren zusammen mit den Beziehungsthemen das, was auch Leibgedächtnis genannt wird, d.h. Muster von erlebten Situationen, die aufs Engste mit Gefühlen und Leibbefindlichkeiten verknüpft sind und die in der Körper- und Bewegungsarbeit reaktiviert werden können.
- Der Bezug von Leib/Körper zur Identität ist sicher vielschichtig und verändert sich im Laufe der Entwicklung. Zu denken ist etwa an die Bedeutung der Sichtbarmachung von Ähnlichkeiten und Unterschieden am Körper in der Pubertät oder an die Bedeutung von Mutproben und Schmerzen bei den Initiationsersatzriten. Zwei Aspekte sollen hier besonders hervorgehoben werden. Es ist erstaunlich, mit welcher Beständigkeit Menschen ihre Haltungs-, Bewegungs- und Stimmausdrucksmuster konstant halten. Wir können Menschen nach vielen Jahren an ihrer Stimme, ihrer Haltung und Bewegung wiedererkennen. Wir wissen außerdem von dem permanenten sensorischen Input aus den Muskeln, Sehnen, Gelenken sowie aus den

Verdauungsorganen. Oliver Sacks (1987) hat bei seiner »körperlosen Frau« beschrieben, welche Identitätskrise ausgelöst wird, wenn dieser sensorische Input ausbleibt. Von daher ist der Körper mit seinen (Selbst-)Empfindungen ein Unterpfand für Kontinuität und Stabilität, vielleicht der wichtigste überhaupt.

Der zweite Aspekt betrifft die Möglichkeit, die eigene Leiblichkeit gleichsam als inneren Dialogpartner zu entdecken und damit eine Quelle von Differenzerfahrungen zu erschließen. Im Konzept der »reflexiven Leiblichkeit« (vgl. Seewald 2007, 95f.) dienen leibliche Befindlichkeiten als Orientierung in unübersichtlichen Zeiten. Diese Orientierung bindet sich nicht an Inhalte bzw. Festes, sondern spürt Qualitäten nach. Die leiblichen Befindlichkeiten eignen sich, um Unterschiede zu spüren, z.B. zwischen dem mir mehr oder weniger Gemäßen. Allerdings müssen sie dazu von ihrem normalerweise impliziten Niveau auf ein explizites gehoben werden. Dazu haben sich – verkürzt gesagt – vier Schritte herauskristallisiert (vgl. Seewald 2007, 29ff.):

- Die Einklammerung des Gewussten und Gedachten,
- die intentionale Ausrichtung auf den Gegenstand im Sinne des »absichtsvoll – absichtslos«,
- das Warten – und die Registrierung leiblicher Regungen, sofern sie denn auftauchen – und
- das Klären dieser Regungen durch Anhebung im symbolischen Niveau, durch Finden geeigneter Begriffe, Malen, Tanzen oder andere Formen des Ausdrucks.

Dieser Prozess kann sich mehrmals wiederholen. Er ist ähnlich wie ein künstlerischer Prozess mit Widerfahrnissen verbunden – es muss einem etwas einfallen – und deshalb nicht zielgerichtet herstellbar.

Die reflexive Leiblichkeit wird in der Körper- und Bewegungsarbeit genutzt, um etwa die Wirkung von Räumen zu erfassen und zu verändern oder um diagnostisch die Themen, Bedürfnisse und Ängste eines Klienten leiblich wahrzunehmen.

Das Leibmodell des Verstehenden Ansatzes ist schwierig zu vermitteln, weil der Leib nicht substanzhaft gemeint ist. Er liegt aber ‚in der Gegend‘ des Körpers, ist also nicht losgelöst von der Körperlichkeit. Deswegen hilft die Metapher, den Leib als den bewohnten Körper zu verstehen und ähnlich wie das Gefühl des Bewohnens nicht deckungsgleich mit den geometrischen Ausmaßen der Wohnung ist, so ist der Leib nicht deckungsgleich mit den Abmessungen des Körpers.

d) *Der Körper als Interpretationskonstrukt*

Der systemisch-konstruktivistische Ansatz (vgl. Balgo 2004) betont die Beobachterabhängigkeit jeder Wahrnehmung und jeder Aussage. Der

Beobachter kann immer nur seine eigenen Beobachtungen beschreiben. Insofern werden Figuren der Objektivität und Eigentlichkeit geopfert. Der Körper erscheint als Beschreibungsfolie unterschiedlicher Beobachter. Wichtig für den motologischen Fachdiskurs ist dies besonders im Hinblick auf Zuschreibungsprozesse von Störungen, Behinderungen und Abweichungen geworden. Sie erscheinen allesamt als Beobachterkonstrukte, die in erster Linie für den Beobachter Sinn machen. Besonders ›professionell Störungssensible‹ schaffen nach diesem Modell Bewegungsstörungen, indem sie sie diagnostizieren. Die entpathologisierende Wirkung dieser Perspektive hebt sich wohltuend von den frühen Kategorisierungsversuchen ab, die den gestörten Körper objektiv feststellen zu können glaubten. Andererseits folgt aus diesem Ansatz eine gewisse Beliebigkeit der Weltdeutungen, die sich mit dem wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch nur schlecht verträgt. Eine frühkindliche Bewegungsstörung lässt sich schließlich nicht aus der Welt zaubern, indem man sie zu einem Produkt individueller Beobachtergehirne macht.

e) *Der Körper als Habitusträger*

In der jüngeren Entwicklung öffnet sich die Motologie stärker für soziologische Körpermodelle und hier besonders für das Habituskonzept von Bourdieu. In zwei jüngeren Arbeiten spielt es jeweils eine wichtige Rolle. Zum einen geht es um die stabilisierende Wirkung des Habitus in der südafrikanischen Gesellschaft zehn Jahre nach Ende der Apartheid. Hier versucht Zeus (2006) durch körperorientierte Erfahrungssituationen den Habitus bewusst zu machen: Wer hält den Blick, wer schaut weg, wer hält den Laufweg und wer weicht aus? Erst wenn der Habitus aus der Implizitheit herausgeholt ist, können die Menschen ihn verändern. Eine andere Arbeit befasst sich mit den Auswirkungen neuer Produktionsmethoden auf die Gesundheit von Arbeitnehmern unter den Stichworten der Flexibilisierung, Beschleunigung und Entgrenzung. Schröder (2004) bezieht sich ebenfalls auf die Idee des praktischen Reflektierens des Habitus, wie sie der späte Bourdieu (2001) entwickelt hat. Es geht um implizite Verhaltensgewohnheiten und -erwartungen, in die Menschen geraten können, ohne dass es ihnen ganz bewusst ist und ohne, dass sie es immer wollen. Die körpersozialische Erweiterung durch das Habitus-Konzept zeigt nicht geringe Schnittmengen mit der Leibphänomenologie. Während jedoch der Leib vom Individuum her gedacht wird, überwiegt im Habitus-Konzept die Analyse der prägenden Kraft, die die Gesellschaft auf das Individuum ausübt. Im Mittelpunkt steht die soziologische Frage, wie Herrschaftsstrukturen in Gesellschaften über Prozesse der Einverleibung und Verkörperung des Sozialen verinnerlicht und tradiert werden.

2. Im zweiten Teil meines Beitrags stelle ich ein *Analyseschema* vor, das die oben genannten Körpermodelle zueinander in Beziehung setzen und sie metatheoretisch verorten kann. Die Kategorien des Analyse-schemas:
 1. Perspektive: Innen – Außen, zeugenfähig – nicht zeugenfähig
 2. Leib/Körper: Leibsein – Körperhaben – Verschränkung von beidem
 3. Natur/Kultur: naturalistisch – kulturalistisch
 4. Explizit symbolisch – implizit symbolisch, diskursiv – präsentativ
 5. Subjekt/Objekt: Subjekt/Objekt für das Ich – Subjekt/Objekt für die Gesellschaft

Zu 1: Perspektive: Innen – Außen, zeugenfähig – nicht zeugenfähig

Man kann den Menschen prinzipiell von Innen oder Außen anschauen. Beim Innen kann man eine zeugenfähige Sicht von einer nicht-zeugenfähigen unterscheiden. Zeugenfähig sind alle Aspekte, die sich in der inter-subjektiv beobachtbaren Welt abspielen. Die Außensicht ist prinzipiell immer zeugenfähig. Eine zeugenfähige Innensicht wäre z.B. ein Ultraschallbild von Organen des eigenen Körpers, bei dem man zusammen mit dem Arzt in sich hineinschauen kann. Eine nicht-zeugenfähige Innensicht wäre z.B. das Erspüren von Leibempfindungen wie etwa die Durchlässigkeit oder Blockade von Energieströmen.

Zu 2: Leib/Körper: Leibsein – Körperhaben – Verschränkung von beidem

Die Leib-Körper Unterscheidung geht auf die Phänomenologie zurück (s.o.) und präferiert den Gedanken des ursprünglichen Einsseins des Leibes mit der Welt. Die Haben/Sein Unterscheidung und Verschränkung beider Dimensionen geht auf die philosophische Anthropologie Plessner's zurück und präferiert den Gedanken der ursprünglichen Getrenntheit des Menschen von der Welt (vgl. Seewald 1996). Durch die Verschränkung von Körpersein und Körperhaben ist der Mensch aus seiner Mitte gerückt (exzentrische Positionalität) und bedarf der Kultur als Ersatz für die verlorene Einheit mit der Welt. Beide Positionen wenden sich gegen eine ontologische Trennung von entseeltem Körper und unverkörperter Seele. Sie sind Apriori, d.h. Setzungen, die selbst nicht theoretisch begründet werden können.

Zu 3: Natur/Kultur: naturalistisch – kulturalistisch

Naturalistische Positionen sehen den Körper als dreidimensionales Objekt im Raum, anfass- und eindringbar. Kulturalistische Positionen sehen den Körper vorrangig als Interpretationskonstrukt auf unterschiedlichen kulturell geprägten Folien. Die beiden Begriffe markieren die Endpositionen in einem Spektrum, innerhalb dessen sich vielfältige Abstufungen denken lassen. Die Bewegungswissenschaften neigen z.B. eher zu einem natura-

listischen Körpermodell, in dem trainierbare Muskeln und optimierbare Bewegungsabläufe vorkommen. Die Sozialwissenschaften und Teile des Genderdiskurses neigen dagegen eher zu kulturalistischen Deutungen bis hin zu Positionen etwa bei Judith Butler, die die naturalistische Perspektive in die kulturalistische hineinzunehmen beansprucht.

Zu 4: Explizit symbolisch – implizit symbolisch, diskursiv – präsentativ.

Diese Dimension betrifft die Darstellung des Körpers. Der wissenschaftlich thematisierte Körper ist üblicherweise der explizit besprochene Körper. Körperwahrnehmungen etwa in der Entspannung sind dagegen in der Regel implizit und nicht ohne weiteres zu versprachlichen. Wenn man sie symbolisieren will, so eignen sich oft präsentative Symbolismen (Bild, Musik, Tanz; vgl. Langer 1984) besser als der diskursive Sprachsymbolismus. Die Körperdarstellungen liegen damit nicht nur auf unterschiedlichem symbolischem Niveau (implizit – explizit), sondern auch im Bereich unterschiedlicher symbolischer Formen (präsentativ – diskursiv). Durch diese Unterschiede entstehen Informationsverluste, weil sich die verschiedenen Niveaus und Formen nicht vollständig ineinander überführen lassen. Diese Unterscheidung ist besonders wichtig, um den sensiblen Leib zu konturieren und ihn nicht mit dem besprochenen und expliziten Körper in eins zu setzen.

*Zu 5: Subjekt/Objekt: Subjekt/Objekt für das Ich –
Subjekt/Objekt für die Gesellschaft.*

Der Körper wird in wissenschaftlichen Diskursen zumeist als Objekt für das Ich bzw. als Objekt für die Gesellschaft dargestellt. Im ersten Fall stellt das Subjekt den eigenen Körper oder den der anderen als Untersuchungsobjekt gleichsam vor sich hin und bearbeitet ihn mit wissenschaftlichen Methoden. Im zweiten Fall wird der Körper als mehr oder weniger passive Prägefolie für gesellschaftliche Einwirkungen aufgefasst, wie z.B. bei der Übernahme von geschlechtsspezifischen Körperbildern. Die leibphänomenologische Sicht auf den Körper kehrt die Perspektive um: Dem Körper als Leib wird eine eigene (fungierende) Intentionalität zugestanden und er wird damit zum Subjekt für das Ich. Nur so lässt sich die Rede vom »Leib als Partner« im Sinne eines inneren Beratungsverhältnisses verstehen. Im Habituskonzept von Bourdieu erscheint der Körper aus gesellschaftlicher Perspektive nicht nur als strukturierte Struktur, sondern ebenfalls als strukturierende. Dadurch wird der Körper zugleich Objekt und Subjekt der Einflussnahme von bzw. auf gesellschaftliche Wirkungen.

Die folgende Tabelle zeigt die Anwendung der Analysekategorien auf die zentralen Ansätze der Motologie. Einige Felder sind nicht klar zuzuordnen und deswegen frei gelassen.

Tabelle 1: Analyseschema motologischer Körpermodelle

Kategorie Ansatz	Innen/Außen Zeugenfähig n. zeugenfähig	Leib/Körper Haben/Sein	Natur/Kultur	Implizit/explizit symbolisch Präsent. /disk.	Subjekt/Objekt
Kompetenz – theoretischer Ansatz	Innen und Außen	Körperhaben		Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Neuropsychologischer Ansatz	Innen Zeugenfähig	Körperhaben	naturalistisch	Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Verstehender Ansatz	Innen Nicht zeugenfähig	Leibsein		Implizit symbolisch präsentativ	Subjekt für Ich
Konstruktivistischer Ansatz		Körperhaben	kulturalistisch	Explizit symbolisch diskursiv	Objekt für Ich
Habitusorientierter Ansatz			kulturalistisch	Implizit symbolisch präsentativ	Subjekt u. Objekt für Gesellschaft

Abschließend soll am Beispiel des Verstehenden Ansatzes noch einmal die Lesart der Tabelle verdeutlicht werden. Dieser Ansatz fokussiert auf das erlebte Innen, das nicht zeugenfähig ist. In Anlehnung an Merleau-Ponty stehen eher der Leib und das Leibsein im Mittelpunkt als der Körper bzw. das Körperhaben. Das Verstehen richtet sich zwar auch auf explizite Sinnäußerungen, zentral sind jedoch die impliziten und präsentativ organisierten Symbolismen. Der Leib ist in diesem Ansatz nicht nur vom Ich erlebter und bewohnter Körper, ihm wird im Konzept der »Reflexiven Leiblichkeit« auch das Privileg einer eigenen Stellungnahme zur Welt eingeräumt. Diese eignet sich, sofern man sie lesen kann, als Quelle von Orientierung und Beratung, wenn auch nicht als Hort untrüglicher Gewissheit.

Das Analyseschema macht deutlich, wie unterschiedlich Körpermodelle im Fachdiskurs der Motologie und sicher auch darüber hinaus sind. Diese haben jeweils ihre eigene Berechtigung. Sie lassen sich nicht eins zu eins ineinander überführen. Sie sorgen einerseits für Vielfalt und begünstigen Reflexionsbreite und -tiefe, andererseits sind sie aber auch für viel Missverständen und »Aneinander-vorbei-Reden« verantwortlich. In diesem Sinne soll das Analyseschema auch dazu beitragen, Diskursteilnehmer mit anderen Körpermodellen leichter zu verstehen und in ihrem Anders-Sein wertzuschätzen.

Literatur

- Ayres, Jean (1992): Bausteine der kindlichen Entwicklung. Berlin, Heidelberg (Springer).
- Balgo, Rolf (2004): Systemische Positionen im Kontext der Motologie. In: Helmut Köckenberger, Richard Hammer (Hg.): Psychomotorik. Ansätze und Arbeitsfelder. Dortmund (Verlag modernes Lernen), 187-222.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Erikson, Erik H. (1984): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Fisher, Anne G., Elizabeth A. Murray, Anita C. Bundy (1999): Sensorische Integrationstherapie: Theorie und Praxis. Berlin (Springer).
- Hammer, Richard (2004): Der kompetenztheoretische Ansatz in der Psychomotorik. In: Helmut Köckenberger, Richard Hammer (Hg.): Psychomotorik. Ansätze und Arbeitsfelder. Dortmund (Verlag modernes Lernen), 43-55.
- Langer, Susanne K. (1984): Philosophie auf neuem Wege. Frankfurt a.M. (Fischer).
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de Gruyter).
- Sacks, Oliver (1987): Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte. Reinbek (Rowohlt).
- Schröder, Jörg (2004): Der Leib des flexiblen Menschen. In: Motorik 27, 2, 81-90.
- Seewald, Jürgen (1996): Philosophische Anthropologie – Leiblichkeit/Körperlichkeit des Menschen. In: Herbert Haag (Hg.): Sportphilosophie. Ein Handbuch. Schorndorf (Hofmann), 21-49.
- Seewald, Jürgen (2000): Leib und Symbol. München (Fink).
- Seewald, Jürgen (2007): Der Verstehende Ansatz in Psychomotorik und Motologie. München (Ernst Reinhardt).
- Zeus, Andrea. (2006): Motologisches Arbeiten in Südafrika: Bewegungsangebote im Schnittfeld von gesellschaftlichen und individuellen Deutungskontexten. In: Motorik 29, 1, 25-32.
- Zimmer, Renate (1999): Handbuch der Psychomotorik. Freiburg (Herder).